

Douwe Draaisma

Halbe Wahrheiten

Vom seltsamen
Eigenleben
unserer Erinnerungen

Aus dem Niederländischen
von Verena Kiefer

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

Titel der Originalausgabe:

Als mijn geheugen me niet bedriegt

© Historische Uitgeverij, Groningen, Niederlande

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Verena Kiefer

Verlag Galiani Berlin

© 2016, für die deutsche Ausgabe,

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in

irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes

Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagmotiv © Getty Images / Chris Clor

Autorenfoto © Sake Elzinga

Lektorat Esther Kormann und Magdalena Sporkmann

Gesetzt aus der Mrs Eaves XL Serif von Zuzana Licko

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-134-8

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter

www.galiani.de

Vorwort

»Was in der Jugend geschah, ist häufig die Folge von etwas, das sich im späteren Leben ereignete.«

Marten Toonder

Viel braucht es nicht, um Erinnerungen zu verändern. Manchmal reicht es schon, sie jemandem noch einmal zu erzählen.

In einer meiner frühesten Erinnerungen kommt meine Mutter in den Kindergarten, weil sie etwas mit der Erzieherin besprechen möchte. Die anderen Kinder sind schon nach Hause gegangen. Ich sitze neben der Kindergärtnerin auf der untersten Stufe der Treppe zum Spielplatz. Sie legt mir einen Arm um die Schultern, zieht mich kurz an sich und sagt zu meiner Mutter, sie würde mich gern noch ein Jährchen länger behalten.

Mehr als dieser Fetzen war es nicht. Ich hatte diese Erinnerung nie jemandem erzählt. Es gab keinen Anlass. Erst als ich um die dreißig war, kam das Gespräch einmal auf Kinder, die ein Jahr länger im Kindergarten blieben, und ich begann zu erzählen, auch ich sei ein Jahr länger geblieben, weil mich die Kindergärtnerin ...

Da geriet meine Geschichte ins Stocken.

Da erst, während ich das erzählte, überlegte ich mit Schrecken: Aber das kann doch gar nicht sein, dass eine Kindergärtnerin ein Kind einfach ein Jahr länger bei sich behalten kann? Mitten im Satz dämmerte mir, dass dieses zusätzliche Jahr etwas mit der Schulreife zu tun gehabt haben musste; ich bin damals offensichtlich noch nicht reif genug gewesen!

Von einem Moment zum nächsten veränderte sich etwas in der Erinnerung, wie ein Kissen, das einen Knuff bekommt, damit es die passende Form annimmt. Jetzt ist der Erinnerung eine gewisse Scham beige-mischt, das peinliche Gefühl, erst so spät begriffen zu haben, dass die Kindergärtnerin überhaupt nicht der Grund für die verlängerte Kindergartenzeit war.

Dass Erinnerungen einem solchen Knuff nachgeben müssen, ist vielleicht auch ihr Kern: Was eine Erfahrung oder ein Ereignis zu bedeuten hat, ist unter die Erinnerung gemischt, und mit einer neuen Interpretation des Erlebten verändert sich zugleich etwas in der Erinnerung. Die frühere Erinnerung an das Gespräch zwischen meiner Mutter und der Kindergärtnerin ist jetzt die Erinnerung daran geworden, wie ich mich einst daran erinnert habe, eine Erinnerung an eine Erinnerung, es ist nicht mehr die unversehrte Erinnerung von damals. Darum ist das Umschreiben und Abändern von Erinnerungen *auch* eine Form des Vergessens: In ihrem ursprünglichen Erleben sind die Erinnerungen nicht mehr länger zugänglich.

Frühe Erinnerungen scheinen mit Bleistift geschrieben zu sein. Man braucht seine erste Erinne-

nung nur ein paarmal erzählt zu haben, um zu merken, dass sie sich in eine Geschichte zu verändern beginnt. Es ist, als käme man nicht mehr an das ursprüngliche Erleben heran, als hätte die Umsetzung in Worte etwas verschwinden lassen. Aber auch die Erinnerungen von viel später, mit Tinte verfasst, bleiben empfindsam für das, was neue Interpretationen aus ihnen machen.

Als der in den Niederlanden berühmte Schriftsteller und Zeichner Marten Toonder Mitte siebzig war, baten ihn verschiedene Verleger, doch seine Autobiografie zu schreiben. Er zögerte. Die Vorstellung hatte ihm nie behagt. Allein schon das Nachdenken darüber bereitete ihm Unbehagen. Andererseits: Sein Vater hatte seine Autobiografie auch mit fünfundsiebzig geschrieben, wurde es nicht allmählich Zeit, in dessen Fußstapfen zu treten? Der Zweifel blieb. Was ihn bisher vor allem davon abgehalten habe, schrieb er 1986 in einem Brief an einen Zeichnerkollegen, sei, dass man bei einer Autobiografie wirklich nicht wisse, wo man anfangen solle. Eine gute Autobiografie sei mehr als eine Auflistung von Erinnerungen. Was einem im Leben geschehen sei, ist so miteinander verwoben, dass das, was man am Anfang schreibt, mit dem zu tun haben muss, was man in den darauffolgenden Kapiteln schreiben will. »Die Chronologie ist futsch«, ließ er seinen Kollegen wissen, denn »was in der Jugend geschah, ist häufig die Folge von etwas, das sich im späteren Leben ereignete«.¹

Manche Sätze verdienen ein Buch.

Dass die Erfahrungen aus der Jugend dem Menschen, der man geworden ist, einen eigenen Stempel aufgedrückt haben, ist eine einfache Wahrheit. Was uns zu diesem einen, unverwechselbaren Individuum gemacht hat, bekam Form durch Kräfte, die in der persönlichen Vergangenheit auf uns eingewirkt haben. Aber die lässige Umkehrung, die Toonder dem gab, ist ebenso wahr: Was diese Erfahrungen gewesen sind, was sie für einen Menschen bedeutet haben, wie sie gedeutet werden mussten, hängt manchmal auch von dem ab, was man erst später im Leben versteht oder erfährt. Spätere Ereignisse oder Erkenntnisse können mit rückwirkender Kraft etwas in der eigenen Vergangenheit verändern.

Zeit wird oft mit einem Strom assoziiert. Ob dieser Strom nun gleichmäßig fließt, wie bei der Uhrzeit, oder mal beschleunigt und dann wieder verlangsamt, wie in der psychologisch empfundenen Zeit, es ist ein Strom, der in *eine* Richtung fließt. Was in diesem Strom vorbeigetrieben ist, kommt nicht mehr zurück. Vielleicht ist die Vorstellung der Zeit als ein Strom der Grund, warum wir bei Ereignissen in unserem eigenen Leben oder in dem anderer zuallererst an die Konsequenzen und Rückwirkungen für das später Kommende denken, so wie das, was stromaufwärts geschieht, auch Folgen für das Geschehen stromabwärts hat, aber nicht umgekehrt. Im Gedächtnis existiert diese Asymmetrie nicht. Darin erstrecken sich Konsequenzen immer in beide Richtungen der Zeit, sie verrücken nicht nur etwas in der Zukunft, sondern auch in der Vergangenheit.

Das Ereignis stromabwärts, Toonders »Vorfall im späteren Alter«, kann alles Mögliche sein. Jemand kann zu hören bekommen, er werde von einem Freund, Kollegen oder Partner betrogen und dieser Betrug dauere schon einige Jahre an. Das wird seine Erinnerungen an diese Zeit unsanft durchrütteln. In Missbrauchsfällen realisiert das Opfer manchmal erst im viel höheren Alter, was es in der Jugend wirklich erlitten hat. Was es als Kind bloß seltsam oder unverständlich fand, kann sich durch spätere Erkenntnisse in eine Erfahrung verwandeln, die noch nachträglich einen traumatisierenden Effekt hat. Menschen, die eine unsichere Jugend gehabt haben, können die Erinnerungen daran oft gerade dann am schwierigsten ertragen, wenn ihre Kinder in das Alter kommen, in dem sie selbst damals waren. Das zeigt ihnen eine neue Version ihrer eigenen Jugend, noch dunkler als die, mit der sie aufgewachsen sind. In all diesen Situationen kommt die Vergangenheit sozusagen hinterrücks wieder in Bewegung. Das neue Wissen führt dazu, dass eine ganze Serie von Erinnerungen ihre Gestalt verändert, und das kann über Jahre andauern.

In *Halbe Wahrheiten* geht es darum, was dieses Neuschreiben und Bearbeiten für die Zuverlässigkeit von Erinnerungen bedeutet – und vor allem: ob es überhaupt um die Zuverlässigkeit von Erinnerungen gehen kann. Die einzelnen Kapitel zeigen, dass sich in der Vergangenheit Registriertes und Gespeichertes nicht nur durch normales Vergessen verändert – durch das Verwischen von Spuren, das Zuwachsen von Pfaden,

das Verschlicken von Rinnsalen –, sondern auch durch Erfahrungen im späteren Leben, die unseren Erinnerungen eine neue Bedeutung geben. Wenn es um unser Gedächtnis geht, sind die Begriffe Wahrheit und Lüge nicht sehr hilfreich: Erinnerungen können sich in unterschiedlichen Momenten im Leben widersprechen, ohne dass eine von ihnen unwahr zu sein braucht.

Manchmal weist ein DNA-Test nach, dass jemand einen anderen biologischen Vater hat, als er oder sie immer dachte, oder dass eines der Kinder von einem anderen gezeugt wurde. Das ist ein Ergebnis, das einem Menschen eine andere Lebensgeschichte geben kann. Wenn die Vermutung vor dem Test besteht, wie es oft der Fall ist, kann sich die persönliche Vergangenheit vorübergehend in verschiedene Versionen der Lebensgeschichte aufteilen, jeweils mit eigenen Erinnerungen und Interpretationen von Erinnerungen. Dass die Vergangenheit die Summe der Erinnerungen eines Menschen ist – auf den ersten Blick eine überzeugende Auffassung –, stimmt aber nicht.

Im Herbst 1995 musste sich der amerikanische Sozialarbeiter David Kaczynski der Wahrheit stellen, dass sein Bruder Ted der lang gesuchte »Unabomber« war, der in einer Terrorserie mit Briefbomben drei Menschen zu Tode gebracht und über zwanzig schwer verletzt hatte. Davids Erinnerungen – und die der Mutter Wanda – an ihre Vergangenheit mit Ted waren eine wichtige Informationsquelle für die forensischen Psychiater, die ihn begutachten sollten. Aber welchen Ein-

fluss hatte das Wissen, dass er diese Verbrechen begangen hatte, auf ihre Erinnerungen an ihn? Was richtete das Bewusstsein, der Bruder oder die Mutter eines Serienmörders zu sein, in ihrem Gedächtnis an? *Gab* es überhaupt noch in ihrer ursprünglichen Form zugängliche Erinnerungen?

Die spätere Erkenntnis muss nicht immer eine dramatische Wirkung haben. Als ich nach rund vierzig Jahren die biblische Geschichte von Josef noch einmal las, stellte sich heraus, dass nicht mehr das zu lesen war, was früher dort stand. Erneutes Lesen kann einen solchen Effekt haben. Gerade weil der Text nicht verändert ist, verdeutlichen die Unterschiede zwischen dem erneut Gelesenen und dem, was dort laut Erinnerung stand, dem Leser etwas über die eigene Person. Sie konfrontieren ihn mit dem Menschen, der er einmal war und den er jetzt – mit der Distanz der dazwischenliegenden Jahre – sehen kann.

Der »Reminiszenzeffekt«, die Rückkehr von Erinnerungen an die Zeit, in der man seine formenden Jahre erlebte, kann diesem Teil des Lebens mit rückwirkender Kraft einen Wert geben, dessen man sich in dem Moment gar nicht bewusst war. Jetzt erst sieht man, was eine Begegnung, ein Gespräch, ein Buch für das weitere Leben bedeutet haben und man erlebt die Erinnerungen daran anders. Die nervenzehrende Geschichte der Gruppe *Cream*, gegründet 1966, konfliktreich aufgelöst 1968, wiedervereinigt 2005 und innerhalb eines halben Jahres erneut konfliktreich aufgelöst, ist zugleich eine Geschichte der Diskrepanzen

zwischen den Erinnerungen der Bandmitglieder und einer Demonstration der Tatsache, dass dieselben Reminiszenzen, die die Erinnerung an früher wieder in die Gegenwart befördern, Menschen auch in alten Mustern, Rollen und Beziehungen gefangen halten können.

Die radikalste Art, wie ein Ereignis in der Gegenwart einem Menschen mit rückwirkender Kraft eine andere Vergangenheit geben kann, ist der Einsatz einer »Vergessenspille«. Experimente mit dem Stoff Propranolol, einem Betablocker, haben gezeigt, dass dessen Verabreichung nach einem traumatisierenden Ereignis wie Misshandlung oder Vergewaltigung eine dämpfende Wirkung auf die emotionalen Aspekte der Erinnerung hat. Zukünftig könnten mit Vergessensspillen oder anderen pharmakologischen Interventionen Erinnerungen gezielt gelöscht werden. Als Gedankenexperiment präsentiert sich schon jetzt die Frage: Wenn es eine Vergessenstechnik gäbe, würden Sie sich ihrer bedienen? Und was sagt Ihre Antwort darüber aus, wie Sie Ihre Vergangenheit sehen, Ihre Erinnerungen, Ihre Identität?

Marten Toonder konnte 1986 noch nicht wissen, dass manche seiner liebsten Erinnerungen in seinem Leben mit schmerzhafter Gewalt in eine andere Form gebracht werden würden. Im Sommer 2000 – er war damals achtundachtzig – entstand ein Konflikt mit seinem ältesten Sohn Eiso. Er begann als sachliche Meinungsverschiedenheit, artete aber schnell in einen Streit über Loyalität aus.² Der Bruch erfolgte unmittel-

bar und heilte auch nicht mehr. In einer Serie von Gesprächen, ein paar Jahre vor seinem Tod, kam Toonder immer wieder darauf zurück.³ Er erwähnte, wie er Eiso sein Leben lang beigestanden hatte, wie er ihm eine Funktion im Unternehmen verschafft hatte, ihn finanziell in die Lage versetzt hatte, sich zu verheiraten, wie er für ein Haus gesorgt hatte. Als Eiso beschloss, sich scheiden zu lassen, und seine Familie von einem Tag auf den anderen im Stich ließ, hatte er seine Schwiebertochter und die Kinder aufgenommen. Er hatte nicht nur die schulische Ausbildung der Kinder bezahlt, sondern auch die Alimente auf seine Rechnung gesetzt. Die Auflistung war lang, detailliert und verbittert. Aber was ihn am meisten erschütterte, war, dass ihre geteilten Erinnerungen, auch die guten, an Regelungen, die seinerzeit mit gegenseitiger Zustimmung vereinbart worden waren und die Eiso dankbar angenommen hatte, im Nachhinein eine andere Bedeutung bekamen. Dass er Eiso eine Stelle angeboten und eine Hochzeit ermöglicht hatte, war zu einem Vorwurf geworden. Im Rückblick fand Eiso, dass sein Vater dies zu früh getan und so seine Hochzeit mehr oder weniger erzwungen hatte. Für Toonder war die Erinnerung an seine Hilfe durch die Lesart, die Eiso ihr nun gab, dauerhaft angekratzt: »Die ganze Geschichte wurmt mich ungeheuer! Es ist sehr merkwürdig, dass er erst jetzt, so viele Jahre danach, damit herausrückt. Und vor allem, weil ich dachte, ihm damit einen Gefallen zu tun.«⁴

Sehr merkwürdig?

Es ist, als könne Toonder selbst nicht glauben, dass etwas, das in der Jugend geschah, häufig die Folge von etwas ist, das sich im späteren Leben ereignete.

Ist Ihre Vergangenheit die Summe Ihrer Erinnerungen?

Der Bildschirm wird schwarz. Ein Unheil verkündender Ton setzt ein und drei Zeilen schieben sich ins Bild: »Eins von zehn Kindern hat eigentlich einen anderen Vater oder eine andere Mutter«.

Während der ersten Staffeln war dies der übliche Auftakt zu *DNA unbekannt*, einer niederländischen Fernsehsendung, die Menschen helfen sollte, »einem Leben voller Unklarheiten und Leugnungen ein für alle Mal ein Ende zu bereiten«, wie es die dazugehörige Website beschrieb.¹ Zuschauer konnten sich dort melden, wenn sie Zweifel an ihrer Herkunft hegten oder sich nicht sicher waren, ob ihr Kind wirklich ihr Kind war. Während der acht Staffeln haben jeweils etwa anderthalb Millionen Menschen pro Folge den Fernseher eingeschaltet, um zu erfahren, was der DNA-Test ergab. In rund drei Viertel aller Fälle ging es um Kinder, denen Zweifel über ihren biologischen Vater gekommen waren. Ebenso wurden aber auch Fälle vorgestellt, bei denen sich jemand seiner Vaterschaft nicht sicher war. Oder es meldete sich eine Frau, die in einer katholischen Familie aufgewachsen war und

sich fragte, ob ihre fünfzehn Jahre ältere und inzwischen verstorbene Schwester in Wirklichkeit ihre Mutter war.

Der Ablauf der Sendung war immer gleich. Nach einem kurzen einleitenden Gespräch in Wohnzimmeratmosphäre – ein Sessel, ein Sofa – fragt die Moderatorin Caroline Tensen: »Wollen wir uns vielleicht erst einmal Ihre Geschichte anschauen?« Diese Geschichte hat immer zwei Teile. Der erste erzählt die Geschichte, mit der das Kind aufgewachsen ist: Es hat immer geglaubt, der Vater, der es großgezogen hat, sei sein leiblicher Vater oder die ältere Schwester sei wirklich die Schwester. Der zweite Teil erzählt von aufkommenden Zweifeln: Das Kind – inzwischen mittleren Alters und in manchen Fällen bereits sechzig oder älter – ist unsicher, ob seine Herkunft stimmt: Manchmal verursacht durch Gerüchte, die in der Familie kursieren. Eine Cousine behauptet, eigentlich die Halbschwester zu sein. Beim Entrümpeln des Hauses der verstorbenen Eltern taucht ein Brief auf. Auf der Geburtsurkunde steht ein fremder Name. Auf alten Fotos ist die Mutter mit immer demselben unbekannten Mann abgelichtet. Nach einer Beerdigung sagt eine Tante, sie müsse nun erzählen, was sie so lange für sich behalten habe. Manchmal stammt der Zweifel aus dem tiefsten Inneren: Das Kind hat sich in der Familie immer schon als Außenseiter gefühlt, und es hat angefangen zu spekulieren, ob es das Kind eines anderen Vaters sei. Wieder andere fühlten sich in ihrer Jugend bei einem Kostgänger oder einem im Haus wohnen-

den Knecht wohler als bei ihrem Vater und fingen an zu glauben, dieser sei vielleicht ihr leiblicher. »Leben mit einem tief sitzenden Verwandtschaftszweifel kann viel Leid verursachen«, steht auf der Website von *DNA unbekannt*, und die Sendung zeigt, dass für die Teilnehmer viel auf dem Spiel steht, sie möchten endlich Klarheit haben.

Zeit für den DNA-Test. Szenenwechsel: Nijmegen, das Canisius-Wilhelmina-Krankenhaus. Im grellen Neonlicht der Klinik wird gefilmt, wie der Oberarm abgebunden wird und die Injektionsnadel in eine Ader sticht. Röhrchen füllen sich gluckernd, Weißkittel machen sich mit Pipetten und Mikroskop an die Arbeit, auf Bildschirmen schieben sich die Strichcodes der DNA-Profile entlang. Ganz klar: Jetzt ist die Wissenschaft am Zuge.

Zurück ins Wohnzimmer. Tensen beginnt, nun wieder in angenehmem, weichem Licht, das abschließende Gespräch. Die Teilnehmer sitzen auf dem Sofa, oft mit Familienmitgliedern, die sie als moralische Stütze mitgebracht haben. Tensen fasst die Geschichte noch einmal zusammen und stellt ihre Fragen: Was erhoffen Sie sich denn eigentlich? Was würde sich in Ihrem Leben verändern, wenn sich herausstellt, dass Ihr Vater nicht Ihr wirklicher Vater ist? Wie denken Sie dann über Ihre Mutter? Die Spannung steigt. Erst wenn die Anwesenden vor lauter Nervosität fast hyperventilieren, bietet Tensen an: »Soll ich jetzt das Ergebnis holen?« Sie kommt mit einem Umschlag zurück und liest das Testergebnis vor.

Dann beginnen einige Minuten, die dieses TV-Format zu einem außergewöhnlich effektiven Gefühlsprogramm machen. Egal wie das Ergebnis ausfällt, alle Teilnehmer sind in Tränen aufgelöst. Mit der Routine einer Therapeutin reicht Tensen Papiertaschentücher herum, mit denen Frauen vorsichtig ihre Augen abtupfen und Männer sich die Nase schnäuzen, in Close-ups sehen wir, wie sich die Teilnehmer und ihre Familienmitglieder umarmen. Kaum ist das Ergebnis zu ihnen durchgedrungen, erfolgt mit erstickter Stimme ihre erste Reaktion. Also doch! Oder: Ich war so davon überzeugt; was habe ich mir da bloß eingebildet? Eine Weile wird noch weiter darüber gesprochen, eine Frau legt tröstend einen Arm um die Schultern ihrer Schwester – oder Halbschwester.

Kein Wunder, dass dieses Format funktioniert. Manchen Menschen würde man es wirklich gönnen, einen anderen Vater gehabt zu haben. Zum Beispiel, dass Bouke, der Knecht, der im Haus wohnte und immer so nett zu dem Mädchen war, sich tatsächlich als dessen Vater erweisen würde. Oder dass der distanzierte Vater im Nachhinein gesehen vielleicht gar nicht so frostig war, weil man es nicht anders verdiente, sondern weil er wusste, dass man nicht sein Kind war. Andere werden beruhigt: Die Gerüchteküche über Mutters Fremdgehen brodelte nun schon so lange, aber jetzt ist sie endlich widerlegt. Der Betroffene kann mit seinen Erinnerungen weiterleben, die sich jetzt allerdings glücklicher arrangieren. Aber es gibt auch Ergebnisse, die Menschen einen sehr harten Schlag versetzen und

mit rückwirkender Kraft ihr Leben auf den Kopf stellen. In dieser rückwärts gewandten Auswirkung dessen, was man später im Leben erfährt, steckt meiner Meinung nach die eigentliche Faszination dieses Fernsehformats. Vor den Augen des Zuschauers wird ein psychologisches Experiment dargeboten, genauer gesagt, ein Gedächtnisexperiment. In jeder Folge befindet sich der Zuschauer in einer Art von Labor, in dem mit einer Annahme abgerechnet wird, die so offenkundig scheint, dass fast jeder dazu neigt, sie zu unterschreiben: Ihre Vergangenheit ist die Summe Ihrer Erinnerungen. Was sollte sie sonst sein? Doch schon die Frage der Verwandtschaft zeigt, dass dieser Gedanke zu kurz greift.

Ferdi Unkel

Weil die meisten Menschen in *DNA unbekannt* bereits älter sind, leben in ihren Geschichten die Vierziger- und Fünfzigerjahre wieder auf. Wegen der Wohnungsnot hatten viele Haushalte Kostgänger oder Untermieter. Die Väter arbeiteten hart, gingen morgens früh aus dem Haus und kamen spät zurück. Umgekehrt kamen alle möglichen Leute an die Tür: der Milchmann, der Kohlenmann, der Eiermann, der Bäcker, der Hausarzt.

War eine Tochter im Teenageralter ungewollt schwanger, wurde deren Kind oft als ihr jüngstes Brüderchen oder Schwesterchen aufgezogen. Genauso normal war es, nicht weiter darüber zu reden, schon

gar nicht mit dem Kind. Warum sollte man es mit so etwas Kompliziertem belasten wie einer Schwester, die eigentlich seine Mutter ist, und Eltern, die in Wirklichkeit Oma und Opa sind? War eine Frau von einem anderen schwanger als von ihrem Mann, blieb es oft das Geheimnis der Frau allein oder zwischen den Eheleuten. Manchmal heiratete ein Mann eine Frau, die schon von einem anderen schwanger war; je weniger Leute davon wussten, desto besser. Vaterschaftstests, wenn man denn das Bedürfnis verspürte, einen machen zu lassen, waren bis zur Einführung der DNA-Untersuchungen in den Siebzigerjahren sehr fehleranfällig.

Während des Krieges waren bei vielen Familien Soldaten einquartiert. Wim Fokken war kurz vor Ende des Krieges in Middelburg geboren.² Auf der Anrichte zu Hause stand, solange er sich erinnern konnte, das Foto eines deutschen Offiziers, eines gewissen Ferdinand (»Ferd«) Unkel, der bei der Familie Fokken einquartiert worden war. Wims Eltern hatten gerade erst geheiratet. Der Vater arbeitete in einem Gaswerk und war deswegen vom Arbeitseinsatz in Deutschland freigestellt. Die Mutter war viel zu Hause. Nach dem Krieg hatte sie Wim hin und wieder zu Besuchen bei der Familie Unkel in Deutschland mitgenommen. Er hatte sich nie etwas dabei gedacht. Eines Tages stehen er und seine Mutter erneut vor der Tür – es ist Unkels fünfundvierzigster Geburtstag –, als sie erfahren, dass er am Tag zuvor verstorben ist. Gemeinsam reisen sie daraufhin nach Hause. Wim fährt später allein zur Beerdigung. Als die Familie nach der Beisetzung noch

ein wenig beisammensitzt, schaut sich Unkels Tochter Ingrid einige ältere Fotos ihres Vaters an und betrachtet dann Wim. Sie sagt sich: »Nein, das darf nicht wahr sein!« Sie will sich gerade einem Onkel zuwenden, um zu sagen, dass sich die zwei sehr stark ähneln, als er ihr zuvorkommt, nickt und sagt: »Das ist dein Halbbruder.« Sie teilt Wim ihre Entdeckung mit. Wieder zu Hause, bringt er das Thema so vorsichtig wie möglich bei seiner Mutter zur Sprache. Sie gerät völlig außer sich und beginnt zu weinen. Am nächsten Tag sind alle Fotos von Unkel und andere Fotos aus der Kriegszeit verschwunden. Für Wim ist das Foto auf der Anrichte zu dieser Zeit schon in einer ganz anderen Geschichte als in der einer gewöhnlichen Einquartierung gelandet. Hatte seine Mutter mit Ferdi Unkel eine Liebesbeziehung? War dieser eigentlich sein biologischer Vater? Und wer wusste davon? Sein eigener Vater auch? Wim liebte ihn sehr, er hat sich nie getraut, ihn danach zu fragen. Auch bei seiner Mutter lässt er das Thema ruhen. In Deutschland wagt auch Ingrid nicht, ihre Mutter danach zu fragen. Jahre später besucht Wim Ingrid noch einmal. Sie zeigt ihm die Fotos, die er von früher kennt, die Fotos, die seine Mutter zu Hause hatte verschwinden lassen. Ingrid hat noch andere Fotos von ihrem Vater, die eine täuschende Ähnlichkeit haben mit Fotos von Wim in etwa demselben Alter. Schau dir doch mal den Mund an, und diese Augen! Sie ist ganz sicher.

Der DNA-Test bestätigt, dass Wim Ferdi Unkels Sohn ist. Mit fünfundsechzig Jahren hat sich alles neu

sortiert. Auf Geburtstagsfeiern muss ihn nicht mehr verunsichern, dass er seinen Brüdern gar nicht ähnelt. In seinem Gedächtnis steht auf der Anrichte im Wohnzimmer fortan das Foto seines Vaters und nicht mehr das eines deutschen Offiziers.

In *DNA unbekannt* wird auch deutlich, dass Leibesstrafen in den Fünfzigerjahren akzeptierter Teil der Erziehung waren. Damals wurde noch kräftig geschlagen. Etliche der Teilnehmer wurden als Kind misshandelt. Der heute dreiundsiebzigjährige Frans wuchs mit seiner zwei Jahre jüngeren Schwester Ria in einer auf den ersten Blick harmonischen Rotterdamer Familie auf, auch wenn es beide Kinder vor allem zu ihrer Mutter zog, die in ihrer Erinnerung lieb und spontan war.³ Die Arbeitstage des Vaters als Schneider in der eigenen Werkstatt waren lang. Als Frans acht war, hörten Ria und er, wie eines Abends ein schrecklicher Streit zwischen ihren Eltern entbrannte. Es gab Schläge. Die Mutter verließ fluchtartig das Haus. Nach der damaligen Rechtsprechung verlor eine Frau, die die eheliche Wohnung verließ und nicht innerhalb von zwei Tagen zurückkehrte, das Sorgerecht für die Kinder. Bald darauf stand ein Umzugswagen vor der Tür, und Frans und Ria zogen mit dem Vater zu dessen Eltern.

Dort blieben sie nicht lange. Die Versorgung der Kinder wurde den Großeltern zu viel und der Vater steckte sie in ein Heim. Sie durften keinen Kontakt mit ihrer Mutter aufnehmen. Als Frans ihr doch einmal eine Karte schickte, war der Vater wütend: Er ließ ihn und seine Schwester in ein streng christliches Kinderheim

in Maarssen bringen. Dort durchlebten sie eine furchtbare Zeit. Die Leitung war in Händen eines ehemaligen Offiziers der niederländisch-indischen Armee, der ab und zu mit seinem Spazierstock drauflosschlug. Die Strafen für Bettnässen waren grausam und erniedrigend. Als es der Mutter nach einigen Jahren doch gelang, Frans und Ria aufzuspüren, bekam sie das Sorgerecht zurück, und die Kinder wuchsen wieder bei ihrer Mutter und deren zweitem Mann auf.

Wie hatte das so aus dem Ruder laufen können? Den Anflug einer Antwort bekommt Frans, als er dreizehn ist. Die Mutter möchte, dass die Kinder den Kontakt mit ihrem Vater nicht ganz verlieren – »Er ist schließlich euer Vater« –, und ermutigt Ria und Frans, ihn zu besuchen. Sie klingeln und bekommen oben von der Treppe zu hören: »Ria darf hochkommen, aber du nicht, du bist ein Hurenjunge!« Sechzig Jahre später fällt es Frans noch immer sichtlich schwer, dies zu erzählen. Später wird klar, dass die Eltern seines Vaters kurz nach der Geburt von Frans einen Brief bekommen hatten, in dem behauptet wurde, Frans sei ein außereheliches Kind. Der Brief stammte von Anna, ausgerechnet der Schwester der Mutter. Das musste den Vater in Zweifel gestürzt haben. Frans glaubt, dass er darum von seinem Vater so lieblos behandelt wurde.

Frans hatte seine Mutter damals direkt gefragt, warum sein Vater ihn als »Hurenjunge« beschimpfe, aber sie versicherte ihm, er und Ria seien Kinder desselben Vaters. Sie schlug eine Blutprobe vor, aber davon wollte der Vater nichts wissen. Frans fragte ihn auch ein-

mal direkt danach, erhielt aber nie eine klare Antwort, nicht einmal an dessen Sterbebett. Inzwischen sind beide Eltern verstorben. Frans erfuhr erst 2009 durch eine beiläufige Bemerkung Rias von dem hinterhältigen Brief seiner Tante. Diese hatte schon in den Siebzigerjahren davon gehört und angenommen, dass man Frans auch davon erzählt hatte. Der Brief war mittlerweile vernichtet worden. Laut Frans und Ria war das Verhältnis zwischen ihrer Mutter und Tante Anna gespannt, vielleicht hatte sie den Brief seinerzeit aus Eifersucht geschrieben oder hatte versucht, Zwietracht zwischen die Eheleute zu säen.

Beide Kinder glauben, dass ihre Mutter in dem Brief zu Unrecht bezichtigt wurde, trotzdem kamen Frans Zweifel. Er will jetzt wissen, ob er vielleicht doch einen anderen Vater hat. So vieles ist unklar. Was kann Tante Anna dazu gebracht haben, den Schwiegereltern ihrer eigenen Schwester zu schreiben, Frans sei ein uneheliches Kind? Wer sagt die Wahrheit, Tante Anna oder seine Mutter? Und wenn er tatsächlich einen anderen Vater hat, wer ist es? Einer der Brüder des Vaters lebt noch, er ist bereit, sich einem DNA-Test zu unterziehen.

Bevor das Ergebnis vorliegt, sagt Frans, er hoffe, sein Vater, so gemein er ihn auch behandelt habe, werde sich wirklich als sein Vater herausstellen: Dann habe seine Mutter jedenfalls nicht gelogen und er habe in gewisser Weise ihren Namen reingewaschen. Das Ergebnis überfällt ihn: Er hat *doch* einen anderen Vater als seine Schwester, er ist tatsächlich ein außereheli-

ches Kind. Die Tränen steigen ihm in die Augen, als ihm die Konsequenzen bewusst werden. Neben ihm sitzt Ria, keine Schwester mehr, sondern eine Halbschwester. Tante Anna hatte zwar gepeitz, aber nicht gelogen, seine eigene Mutter schon. Und jetzt, da sein Vater nicht der echte Vater ist, wird er auf einmal zu »Frans Nobody«, wie er es beschreibt, er habe wirklich keine Ahnung, wer dann wohl sein leiblicher Vater gewesen ist, und jetzt sei es zu spät, um noch dahinterzukommen.

In diesem Fall ist der Versuch, »einem Leben voller Unklarheiten und Leugnungen ein für alle Mal ein Ende zu bereiten«, also nicht gelungen; im Gegenteil: Für Frans wurde der Zweifel über seinen Vater eingetauscht gegen die evtuell noch bedrückendere Unklarheit, wer als sein Vater infrage kommt und von wem er abstammt.

Der Mythos der zehn Prozent

Das Ergebnis des DNA-Tests bei Frans ist ein Beispiel dafür, was Mediziner »Non-Paternität« nennen, wörtlich »keine Vaterschaft«. Das ist ein etwas unglücklicher Begriff. Jedes Kind hat oder hatte einen Vater. Es ist eine Bezeichnung aus der Perspektive des Vaters. »Keine Vaterschaft« heißt: »Er ist nicht der Vater dieses Kindes«. Anders als bei der Mutterschaft gibt es bei der Vaterschaft immer Raum für Zweifel: »Mama's baby, papa's maybe«. Wenn ein Vater darüber Sicherheit ha-

ben möchte, kann er einen Verwandtschaftstest machen lassen. Aber die meisten Fälle von Non-Paternität kommen – ungewollt – bei klinisch-genetischen Untersuchungen ans Licht. Da sind allerlei Szenarien denkbar. Beim Kind kann eine Erkrankung festgestellt werden, die es von einem der beiden Elternteile vererbt bekommen haben muss, und beim Screening stellt sich heraus, dass das Kind von einem anderen Vater gezeugt wurde. Bei einer Knochenmarktransplantation wird unter engen Familienangehörigen nach genetisch geeigneten Spendern gesucht. Auch dabei kann entdeckt werden, dass der Vater nicht der biologische ist. Statistiken haben gezeigt, dass es sich bei der von *DNA unbekannt* aufgestellten Regel »eins von zehn Kindern« um einen Mythos handelt.⁴ Der geht auf eine einzige britische Studie zurück, in der Problemviertel mit Einelternfamilien überrepräsentiert waren. Klinische Genetiker gelangen zu einer viel niedrigeren Zahl: etwa zwei, drei Prozent.⁵ In einer Studie unter Eltern von 971 Kindern mit Leukämie in Deutschland kam man nicht einmal auf ein Prozent.⁶ Eine ähnliche Studie in der Schweiz kam zu noch keuscheren 0,64 Prozent.

Unter Evolutionspsychologen sind die zehn Prozent immer eine beliebte Zahl geblieben.⁷ Greiling und Buss berichten, dass es bei Primaten eine Relation gibt zwischen dem relativen Gewicht der Testikel und der Monogamie oder Nicht-Monogamie des Weibchens.⁸ Bei Gorillas wiegen Testikel 0,031 Prozent ihres Körpergewichts und das Gorillaweibchen ist extrem treu.

Bei Schimpansen wiegen Testikel 0,3 Prozent, sind also zehnmal schwerer. Schimpansenweibchen sind ausgesprochen promiskuitiv. Der Gedanke dahinter lautet, dass Schimpansenmännchen ihre schwere Ausstattung im »Spermawettkampf« dringend benötigen: Ihr Ejakulat muss das ihrer Rivalen verdrängen. Menschliche Testikel wiegen 0,079 Prozent. Mit einer lakonischen Mischung aus hyperexakten Messungen und unbekümmerter Spekulation notieren Greiling und Buss, Frauen seien daher vielleicht nicht so promiskuitiv wie Schimpansen, aber sicherlich auch nicht so monogam wie Gorillaweibchen. Das erweckt den Eindruck, Frauen suchten für ihre Nachkommen den genetisch am besten ausgestatteten Mann, aber der Erzeuger des Kindes brauche nicht derselbe zu sein wie der Mann, der sich am besten dazu eignet, das Kind großzuziehen.

Weder die zehn Prozent noch die Begründung dahinter sind korrekt. Eine Analyse von 32 Studien aus dem Zeitraum von 1932 bis 1999 hat gezeigt, dass die Verfügbarkeit verlässlicher Verhütungsmittel um 1960 mit einem *Rückgang* der Non-Paternität einherging.⁹ Offenbar mogeln Frauen also nicht bei der Empfängnisverhütung, um doch noch vom genetisch vielversprechendsten Mann schwanger zu werden. Der Durchschnitt dieser Studien lag übrigens nicht über drei Prozent.

Die Enthüllung von Non-Paternität kann Ehen zerrütten, sowohl die des Vaters, der sich als der nicht biologische herausstellt, als auch die des leiblichen Vaters. Es schüttelt Familienverhältnisse durch

und kann schwerwiegende erbrechtliche Folgen haben. Auch Rufschädigungen sind damit verbunden, manchmal von Menschen, die nicht mehr leben und daher auch nichts mehr erklären können. Für den Umgang mit diesen Informationen gibt es keine ethischen Richtlinien, nur Fragen.¹⁰ Wer darf über das Ergebnis der DNA-Untersuchung verfügen: der Patient oder der Arzt? Kann der Arzt bei einer ernsten genetischen Abweichung den Patienten zwingen, seine Familie zu informieren? Soll der Arzt auch gegenüber Partnern von Untersuchten alle Fakten offenlegen? Hat der Vater ein Recht auf die Information, dass er nicht der biologische Vater ist, oder ist das eine Verletzung der ärztlichen Schweigepflicht? Ärzte sollen die Wahrheit sagen, aber auch die Privatsphäre respektieren, und manchmal sind diese beiden Aspekte unvereinbar. In klinisch-genetischer Untersuchung ist es mittlerweile Usus, solcherart Ergebnisse individuell zu besprechen und nicht mit Paaren. Bei der Suche nach einem geeigneten Spender gibt man nur den Umschlag »geeignet« oder »nicht geeignet« mit und nicht die Information, der Vater sei kein geeigneter Spender, weil er nicht der Vater ist. Die meisten Ärzte geben wohlweislich keine Antwort auf Fragen, die gar nicht gestellt wurden.